

cass

Iori Fujiwara

DER SONNENSCHIRM DES TERRORISTEN

Kriminalroman

Aus dem Japanischen von
Katja Busson

cass

Originaltitel: *Terorisuto no Parasoru*
© 1998 Machiko Fujiwara.
All rights reserved.
Publication rights for this German edition
arranged through Kodansha Ltd., Tokyo.

ISBN 978-3-944751-15-3

Erste Auflage 2017
© cass verlag, Löhne
Alle Rechte vorbehalten

Lektorat: Hans Peter Jugl
Umschlag: Holzschnitt von Miriam Zweck, Weimar
Umschlaggestaltung: Artographie-Werkstatt, Weimar
Satz: Satz für Satz, Wangen im Allgäu
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

www.cass-verlag.de

DER SONNENSCHIRM DES TERRORISTEN

An dem Samstag im Oktober hatte es endlich aufgehört zu regnen.

Wachgeworden war ich wie immer kurz nach zehn, hatte wie immer die Neonleuchte angeklickt und den Kopf aus dem Fenster gestreckt. Als Bewohner eines Zimmers, in das nie ein Strahl Sonne fiel, hatte ich mir das irgendwann so angewöhnt. Vom Fenster aus, dem einzigen des Raumes, konnte man die Wand des Nachbarhauses berühren. Aber man sah den Himmel. Einen kleinen Ausschnitt zwar nur, doch aus dem stach mir seit langer Zeit einmal wieder strahlendes Blau in die Augen. Ich zog mir einen Pullover über und verließ das Haus. Sich an so einem Tag die Sonne auf den Pelz scheinen zu lassen, war nicht das Schlechteste. Auch für den ersten Schluck des Tages war ein Platz in der Sonne nicht das Schlechteste. An schönen Tagen gehörte das zu meinem festen Tagesprogramm. Ja, auch ein abgehalfterter, versoffener Kneipier mittleren Alters hat ein Tagesprogramm.

Draußen regte sich kein Lüftchen. Mein Weg durch die Morgensonne nahm ungefähr eine halbe Stunde in Anspruch. Ich überquerte den Koshukaido und ging hinter

dem Rathaus über die Fußgängerbrücke zum Park. Dort legte ich mich gleich am Eingang auf den welken Rasen. Da lag ich immer. Die Sonne, die sich in letzter Zeit so rar gemacht hatte, stand schräg über mir. Familien flanierten vorbei, wie an jedem Samstag. Eine Joggerin im Tanktop keuchte vorüber. Aus einem Ghettablaster kam Musik, die ich nicht kannte. Ich zog die Whiskyflasche aus der Papiertüte und füllte die Plastikkappe. Meine Hände zitterten, ein bisschen ging daneben. Dann brannte sich der erste Schluck des Tages durch meine Kehle.

Die Herbstsonne hatte ringsum alles in mildes Licht getaucht. Hier und da tanzten ein paar Ginkgoblätter durch die friedliche Welt. Die Helle schien den Menschen zu sagen: Alles in Ordnung. Alles gut. Es war elf Uhr morgens, und die Sonne schien.

Auch bei mir war zu dem Zeitpunkt noch alles in Ordnung. Ringsum ebenso. Alles war friedlich. Obschon der Park ohne mich und meinesgleichen zweifellos noch friedlicher ausgesehen hätte. Hier und da lagen ein paar Obdachlose auf dem Rasen. Auch die hatten hin und wieder das Bedürfnis, dem Neonlicht am Westausgang zu entkommen. So wie ich.

Ich füllte die Kappe ein zweites Mal. Meine Hände zitterten immer noch, wieder ging etwas daneben. Aber das Zittern würde bald nachlassen, das wusste ich. Schließlich hatte ich den ersten Schluck schon intus. Richtig Mensch würde ich erst am späten Nachmittag, wenn die Flasche fast leer wäre. Und dann würde ich mehr oder

weniger gewissenhaft meiner Arbeit nachgehen. Dieses »Programm« absolvierte ich seit einem Jahr. Gedankenverloren betrachtete ich meine zitternden Hände.

Im selben Moment wurde mir bewusst, dass ich beobachtet wurde. Ich hob den Blick. Vor mir stand ein kleines Mädchen und sah auf mich herab. Sie war fünf oder sechs Jahre alt und trug einen roten Mantel. Den Kopf zur Seite gelegt, musterte sie erst mich und dann meine Hände.

»Ist dir kalt?« fragte sie.

»Nein, wieso?«

»Weil deine Hände zittern. Ganz doll.«

Ich lachte. »Ganz doll? Das stimmt, aber kalt ist mir trotzdem nicht.«

»Hmm ... Bist du krank?«

Alkoholismus beziehungsweise Alkoholabhängigkeit schweren Grades – war das eine Krankheit? Ich wusste es nicht. Darüber hatte ich noch nie nachgedacht. »Krank bin ich nicht ... glaub ich wenigstens.«

»Ach so. Aber stört das nicht, wenn einem die Hände zittern?«

»Mich nicht«, sagte ich.

»Aber gut Geige spielen kannst du damit nicht.«

Diesmal lachte ich laut. »Ich spiele ja nicht Geige. Und Klavier auch nicht. Deshalb stört mich das Zittern nicht so. Du spielst wohl Geige?«

»Ja, und ich spiele sehr gut.«

»Wie gut denn?«

Sie vergrub die Hände in den Manteltaschen. Offenbar

war sie nicht sicher, wie sie antworten sollte. »Also ... ich kann die Dritte von Händel spielen. Die dritte Sonate«, sagte sie schließlich.

»Wow. Ich bin beeindruckt.«

»Ich werd nämlich Violinistin.«

»So? Feine Sache.«

»Du, glaubst du, dass ich Violinistin werden kann?«

Ich überlegte einen Moment, dann sagte ich: »Ja, warum nicht. Wenn deine Sterne günstig stehen.«

»Meine Sterne?«

»Genau. Man kann auch sagen: wenn du Glück hast.«

»Ich muss Glück haben ...?«

»Ja, genau.«

Hmm. Die Kleine sah mich unschlüssig an. Wie ein schmales, zerbrechliches Figürchen stand sie da und sah mich an. Ich lag immer noch auf dem Boden und überlegte: Wann hatte ich mich das letzte Mal mit einem so kleinen Mädchen unterhalten?

»Du«, sagte sie mit klarer Stimme. »Du bist ein guter Mann.«

»Wie kommst du denn darauf?« fragte ich.

»Na, alle sagen, dass ich ganz *bestimmt* eine Violinistin werde. In meinem Alter kann nämlich nur *eine* Händel spielen, und das bin ich. Alle Erwachsenen loben mich. Das ist doch blöd. Es gibt niemanden, der was anderes sagt, so wie du.«

»Jeder hat seine eigene Meinung. Aber wenn alle glauben, dass du eine Violinistin wirst, dann haben sie wohl recht.«

»Haben sie nicht. Die sind nur blöd.«

»Findest du? Du scheinst mir ein bisschen leichtfertig mit deinen Worten umzugehen.«

»Was heißt das?«

»Auf jeden Fall, dass ich kein guter Mann bin. Unter Trinkern gibt's keine guten Menschen.«

»Du bist Trinker? Trinkst du Alkohol?«

»Ja. Jetzt auch.«

»Ist mir egal – Alkohol hat damit nichts zu tun.«

Während ich noch über diesen Satz nachdachte, sah ich aus den Augenwinkeln einen Mann auf uns zuschlendern. So alt wie ich oder etwas älter. Der Vater des Mädchens. Er trug eine silbergerahmte Brille, ein Fischgrätjacket und eine paisley-gemusterte Ascot-Krawatte. So zog man sich wohl an, wenn man sich mit Ende vierzig an seinem freien Tag besonders salopp geben wollte. Aber von meinem abgetragenen Pullover war das immer noch himmelweit entfernt.

Der Mann legte dem Mädchen die Hand auf die Schulter. Er ließ kurz den Blick über mich und die Whiskyflasche schweifen, verzog aber keine Miene.

»Du kannst doch den Onkel nicht einfach so stören«, sagte er sanft.

Das Mädchen sah zu ihm auf, dann sofort wieder zu mir. Sie schürzte die Lippen und fragte: »Stör ich dich?«

»Ganz und gar nicht.«

Der Mann sah mich an und lächelte. Ein höfliches Lächeln. »In diesem Alter sind auch Mädchen ganz schön kess ...«

»Wir haben uns über *Wahrheit* unterhalten.«

Das Gesicht des Mannes nahm einen schwer zu deutenden Ausdruck an. »Verstehe. Es tut mir leid, dass sie Sie belästigt hat«, sagte er und nahm seine Tochter an die Hand. »Komm.«

Das Mädchen gehorchte widerstrebend. Im Gehen sah sie sich noch einmal zu mir um. So, als ob sie noch etwas sagen wollte. Ich hätte ihr auch noch gern etwas gesagt. Verhalten hob ich die Hand und winkte. Sie lächelte schüchtern zurück. Dann ließ sie die Hand ihres Vaters los und rannte irgendwohin.

Manche Leute behandeln mich mit Verachtung. Wegen meines Aussehens. Weil ich schon mittags eine Fahne habe. Das bin ich gewöhnt. Ebenso wie die Versuche, statt Verachtung Verständnis zeigen zu wollen. Es gibt aber auch Menschen, für die so etwas wie Verachtung gar nicht zu existieren scheint. Die trifft man allerdings nur selten.

Meinen Gedanken nachhängend, trank ich weiter. Die Worte des kleinen Mädchens gingen mir nicht aus dem Sinn, sie wiederholten sich wie ein süßer Singsang: *Ist mir egal – Alkohol hat damit nichts zu tun.*

Als ich schon nicht mehr zählte, wie oft ich die Kappe zum Mund geführt hatte, kam wieder jemand auf mich zu. Diesmal war es ein junger Mann. Er hatte braungefärbte Haare und hielt einen Stapel Flyer an die Brust gedrückt. Einen davon streckte er mir entgegen.

»Wollen Sie mit mir über Gott sprechen?« fragte er.

»Tut mir leid, aber ich bin beschäftigt.«

»Beschäftigt? Mit was?«

»Mit dem hier«, sagte ich und schwenkte die Whiskyflasche. »Ich bin nämlich von Beruf Trinker, wissen Sie.«

»Das ist ein seltener Beruf«, sagte der junge Mann und grinste. »Nicht schlecht, Alter.« Er nickte und zog ab.

Ich schüttelte den Kopf. Ob sich irgendwer von *dem* bekehren ließ? Wahrscheinlich schon. Hier in Shinjuku konnte alles passieren. Selbst Gott. Ich trank weiter. Das Zittern meiner Hände ließ endlich etwas nach. Ich rollte mich auf den Rücken. Am Himmel standen nur ein paar dünne Wolkenstreifen. Die Sonne hatte immer noch alles in ihr mildes Licht getaucht. Am Rande meines Blickfelds ragten Gebäude auf. Der Park lag mitten in der Stadt. Die Sonne schien. Der perfekte Platz zum Trinken.

Ich war gerade eingedöst, als ich es hörte. Die Erde unter mir vibrierte. Leute schrien. Ich stand auf. Dieses Geräusch, das einem in den Magen fährt, kannte ich nur zu gut.

Es war die Explosion einer Bombe.

Rauch stieg auf. Scharenweise kamen Menschen gelaufen. Sie schrien. Was, war allerdings nicht zu verstehen. Zwei Frauen mittleren Alters rannten kreischend an mir vorbei. Eine Gruppe älterer Leute lief mit unsicheren Schritten auf mich zu. Ehe ich mich versah, rannte ich dem Strom genau entgegen. Das Polizeipräsidium von Shinjuku war nicht weit weg. Ich rechnete. Mir blieben genau anderthalb Minuten. Mehr nicht. Ich erreichte die Mitte des Parks, den tiefer gelegenen Platz mit dem Springbrunnen. Von dem Gerüst über der U-Bahn-Bau-

stelle standen nur noch die Träger, das Dach und die Wände hatte es weggefegt. Man konnte den ganzen Platz überblicken.

Überall lagen Menschen. Rechterhand, unterhalb des künstlichen Wasserfalls, wo das Wasser auf den Beton floss, war ein Krater. Davor ein halbrunder Kranz aus schwarzem Dreck. Dort lag auch noch etwas anderes als Menschen. Nämlich Teile von dem, was früher einmal Menschen gewesen waren. Abgerissene Teile, die ihre ursprüngliche Form verloren hatten. Fleisch und Blut. Als ich die Treppe hinunterrannte, fiel mir etwas ins Auge, das auf den ersten Blick wie ein geborstener Ast aussah. Ich wusste zuerst nicht, was es war. Es war so unnatürlich verdreht, dass ich es nicht erkennen konnte. Ein abgerissener Arm. Die Fingernägel fein säuberlich rot lackiert. Am Fuß der Treppe saß ein Mann und hielt sich den Bauch, als ob er betete. Zwischen seinen Armen quoll etwas hervor, das in der Sonne stumpf glänzte. Es war sein Gedärm. Die Bilder flogen nur so an mir vorbei. Ein vielstimmiges Wimmern und Stöhnen lag über dem Platz, nur dann und wann von einem Schrei unterbrochen.

Ich rannte zum Explosionsherd. Es gab jemanden, den ich finden musste. Ich betete, dass sie den Park bereits verlassen hatte. Wie viele Minuten waren seither verstrichen? Oder sollte ich sagen: Stunden? In dem Moment sah ich jemanden auf der anderen Seite des Platzes die Treppe hinaufgehen. Jemand, der kein Bombenopfer war. Offensichtlich war ich nicht der Einzige, der sich für die-

sen grausigen Anblick interessierte. Um mich herum lagen Tote und Teile von Toten. Ein Rumpf ohne Gliedmaßen, an dem merkwürdig verdreht noch der Kopf hing. Ein einzelnes Bein. Darauf – wie zum Spaß – der offene Arm eines anderen Menschen. Alles war angekohlt und schwarz. Und blutverschmiert. Das Bild brannte sich mir in Sekunden ein. Hier lagen nur Menschen, die ihren letzten Atemzug bereits getan hatten oder solche, die ihn gerade taten. Ich rannte zwischen ihnen hindurch, durch Reste von Pulverdampf und Rinnsale von Blut. Ein strenger Geruch stach mir in die Nase. Nicht der saure Geruch, den ich kannte. Von weiter weg, von der zum Bahnhof gelegenen Seite des Parks, drang Stöhnen herüber. Die Sonne hatte immer noch alles in klares Licht getaucht. Doch die Welt war nicht mehr das, was sie eben noch gewesen war. Im Bruchteil einer Sekunde war sie verrückt geworden. Nein, wahrscheinlich war sie immer schon verrückt gewesen. Eine Erinnerung wurde wach. Wie aus einem Sumpf stieg sie blubbernd in mir auf. Eine Erinnerung, die ich vor langer Zeit aus meinem Gedächtnis verbannt hatte.

Im Laufen überlegte ich, wie viel Zeit seit der Explosion verstrichen war. Eine Minute wahrscheinlich. Meine Zeit war um. Ich wollte gerade aufgeben, da sah ich den roten Mantel. Auf der anderen Seite des Platzes. Das kleine Mädchen, das so gut Geige spielen konnte, lag zwischen den Betoneinfassungen der Blumenbeete. Sie war bewusstlos, ihr Gesicht war blass. Von ihrer Wange rann Blut. Eine unmittelbare Folge der Bombe war die

Verletzung aber anscheinend nicht. Von der Wucht der Explosion zu Boden gerissen, hatte sie sich wohl irgendwo den Kopf angeschlagen. Dass ihr so nah am Explosionsherd nicht mehr passiert war, grenzte an ein Wunder. Wahrscheinlich hatten ihr die hohen Beton-einfassungen der Beete das Leben gerettet. Ob sie innere Verletzungen hatte, wusste ich allerdings nicht. Ich legte meine Finger an ihre Halsschlagader. Ihr Puls ging regelmäßig. *Deine Sterne stehen günstig*, murmelte ich. Ich hob sie hoch und stieg die nächstbeste Steintreppe hinauf.

Dort stand jemand. Ein Mann in einem dunklen Anzug und mit Sonnenbrille, den Rücken halb zu mir. Er verschwand so schnell zwischen den Bäumen, als hätte er mich gespürt. Wahrscheinlich der Mann, den ich vorher hatte die Treppe hinaufgehen sehen. Ich kümmerte mich nicht um ihn. In der Ferne waren die ersten Sirenen zu hören. Ich hatte Dringenderes zu erledigen. Ich sah mich um. Der junge Mann mit den gefärbten Haaren, der mich hatte bekehren wollen, saß auf dem Boden. Speichel rann ihm aus den Mundwinkeln, sein Blick war leer. Ich versetzte ihm eine Ohrfeige. »Heh, alles in Ordnung?«

»J... ja.« Langsam schwand das Flackern in seinen Augen. Dann schien er mich endlich wahrzunehmen. »Was ... was war das? Was ist passiert? Ich ...«

»Dir ist nichts passiert«, unterbrach ich ihn. »Das ist nur der Schock. Das Mädchen hier kommt auch durch.«

»Was?«

»Dieses Mädchen kommt auch durch. Ich gebe sie in

deine Obhut. Und wehe, du betest nur zu Gott. Wenn der Krankenwagen da ist, bringst du sie hin, und zwar sofort!«

»Wieso ich?«

Ich versetzte ihm noch eine Ohrfeige. »Hör zu. Wenn diesem Mädchen was passiert, bring ich dich um. Kapiert? Das ist kein Witz.«

»Ich ...«

Den Rest des Satzes hörte ich schon nicht mehr. Ohne mich noch einmal umzusehen, war ich losgerannt. Ich lief über die Fußgängerbrücke. Unterwegs kamen mir zwei Streifenpolizisten entgegen. Sie riefen mir etwas zu, aber ich verstand sie nicht. Die Sirenen gellten inzwischen um die Wette. Ich deutete auf den hinteren Teil des Parks. Die Polizisten nickten und rannten weiter. Als ich mich unter die Schaulustigen mischte, die sich am Rathaus zusammenscharten, waren schon rings um den Park Streifenwagen vorgefahren. Ein Stück weiter unten, bei den Hotels, rannten Polizisten über die Fußgängerbrücke. Am Haupteingang des Parks standen ein paar demolierte Autos. Vom Bahnhof her kamen ebenfalls Polizisten gelaufen. Offenbar war die Polizei von ganz Shinjuku auf dem Weg hierher. Als sie vorbei waren, holte ich tief Luft. Ich war außer Atem. Dann marschierte ich los, weg vom Park. Im selben Moment fiel es mir wie Schuppen von den Augen. Früher oder später würde der junge Missionar der Polizei von mir erzählen, daran bestand kein Zweifel. Ich hatte meine Whiskyflasche und die Kappe vergessen. An beiden klebten meine Finger-

abdrücke. Und zwar so deutlich wie Fußabdrücke auf frisch gegossenem Beton. Es würde nicht lange dauern, bis sie mich in ihrer Datenbank gefunden hätten.

In der Passage zum Westausgang reihte sich wie immer ein Karton an den nächsten. »Heh, Shima«, schallte es aus einer der Behausungen, als ich auf dem Weg zum Bahnhof daran vorbeiging.

Obdachlose kannte ich nur wenige. Der, der seinen Kopf aus einer der Kartonagen streckte, war einer von ihnen. Obwohl hier die Regel galt, nie seinen richtigen Namen preiszugeben, hatte er mir mal gesagt, er heiße Tatsu.

»Was war'n da los? War ja'n Höllenlärm. Hier sind im Laufschrift zig Bullen vorbei.«

Tatus Stimme klang jung. Ich hatte ihn nie nach seinem Alter gefragt, aber wahrscheinlich war er Ende zwanzig. Von den Obdachlosen, die hier wohnten, war er jedenfalls der Jüngste. Außer ihm war keiner unter dreißig.

Ich beugte mich zu ihm hinunter. Sein bis auf den Rücken reichendes Haar stank. Tatsu war einer der wenigen Leute, die ich kannte, die strenger rochen als ich.

»Da ist eine Bombe explodiert.«

»Eine Bombe?«

»Ja.«

»Und, weiter?«

»Keine Ahnung. Aber es scheint ne Menge Tote gegeben zu haben. Hier wird's demnächst wahrscheinlich auch ein bisschen ungemütlicher. Stell dich schon mal darauf ein, dass die Bullen vorbeikommen und Fragen stellen.«

»Die kann ich brauchen wie'n Loch im Kopf. Vielleicht sollte ich für ne Weile untertauchen«, sagte er und strich sich nachdenklich über seinen für einen so jungen Kerl viel zu langen und mächtigen Bart. Die platte, rote Nase darüber verlieh seinem Gesicht einen gewissen Charme.

»Nein, bleib besser, wo du bist«, sagte ich. »Wenn du jetzt verschwindest, machst du dich nur verdächtig. Wenn du nichts weißt, ist es besser, du sagst, dass du nichts weißt.«

»Wahrscheinlich hast du recht.«

»Ich glaube nicht, dass du dir Sorgen machen musst.«

»Dein Wort in Gottes Ohr.« Er klang entspannt wie immer. Bloß nichts überstürzen, war sein Motto.

»Tatsu«, sagte ich nach kurzem Überlegen. »Eine Bitte habe ich.«

»Was?«

»Vergiss, dass du mich heute gesehen hast.«

Er grinste. »Von mir erfahren die Bullen kein Wort. Denen würde ich nicht mal was sagen, wenn hier'n Toter läge.«

Zurück im fünften Bezirk ging ich nicht erst zu mir, sondern sofort in die Kneipe um die Ecke. Wenn ich keine Lust hatte zu kochen, aß ich hier. Die Karte war umfangreich, an den üblichen Speisen fehlte nichts. Was ich im Moment brauchte, war allerdings kein Essen, sondern ein Fernseher. Zu Hause hatte ich nämlich keinen.

Die Kneipe war relativ voll. Zuerst warf ich einen Blick auf die Uhr an der Wand. Kurz nach eins. Das Publikum um diese Zeit war anders als sonst. Normalerweise kam ich kurz vor fünf. Dann drängten sich hier Schwule und junge Frauen aus Südostasien.

Ich setzte mich an die Theke zwischen zwei Männer, die Nudelsuppe schlürftten und in der Zeitung Pferdewetten studierten. Der Wirt, der nicht mehr als einen weißen Haarkranz auf dem Kopf hatte, erfragte mit einem Blick meine Bestellung. Den einzigen Nachteil, den diese Kneipe hatte, war, dass es hier keinen Whisky gab.

»Ein Bier«, sagte ich.

»Und dazu?«

»Nichts.«

Im Fernsehen lief eine Unterhaltungssendung. Es dauerte nicht lange, bis das Signal einer Eilmeldung ertönte. Am unteren Bildschirmrand wurde ein Nachrichtenband eingeblendet: *Bombenexplosion in Shinjuku. Über 50 Tote und Verletzte.*

Um halb zwei wurde das Programm für eine Sonder-sendung unterbrochen. *Heute gegen 12.40 Uhr, begann der Moderator, ist im Shinjuku Chuo-koen im Stadtteil Shinjuku in Tokyo eine Bombe explodiert. Dabei sind mehrere*

Menschen ums Leben gekommen. Die Zahl der Toten beläuft sich nach jetziger Kenntnis auf mehr als zehn. 40 Personen wurden verletzt. Sie werden zur Stunde mit Krankenwagen in die umliegenden Krankenhäuser gebracht. Genaueres ist noch nicht bekannt, aber es scheint, dass ein großer Sprengsatz explodiert ist. Wir schalten nun live zu unserem Reporter vor Ort.

Das Bild sprang vom Studio zum Park. Er war abgesperrt. Vor den Polizeiwagen stand ein Reporter und berichtete, was geschehen war. Die Kamera, in die er sprach, stand auf der Rathausseite. Dann wurde ein Augenzeuge interviewt, den der Sender aufgetan hatte, ein Mann im Anzug, dem Anschein nach ein Büroangestellter, der im Gegensatz zu dem aufgeregten Reporter völlig ruhig war. Er sei im Park gewesen und habe einen lauten Knall gehört. Als er in der Mitte des Parks Feuer und Rauch habe aufsteigen sehen, sei er wie alle anderen weggelaufen, sagte er. Dann ergriff der Reporter wieder das Wort. Viel hatte ich nicht erfahren. Nur dass der künstliche Wasserfall *Niagara-Fälle* genannt wurde.

Dann wurden von einem Hubschrauber aus Luftaufnahmen gezeigt. Vom Baustellengebäude über der U-Bahn im Ostteil des Parks, zur Parkstraße hin, war der größere Teil des Dachs weggeflogen. Ich hatte gar nicht gewusst, dass der Bau L-förmig war. Im Park wimmelte es nur so von Polizisten und Feuerwehrleuten. Die Opfer waren zum größten Teil bereits abtransportiert worden, jetzt sammelte man ein, was sonst noch herumlag. Verstreute Leichenteile und hinterlassene Gegenstände. Da-

runter meine Whiskyflasche. Die Kamera verharrte auf dem Ort des Geschehens, der mir schon längst nicht mehr real vorkam. Der Geruch der Speisen, der mir von den Tellern ringsum in die Nase stieg, hatte das wackelige Bild surreal werden lassen. Dann wieder Schnitt. Die Pforte eines Krankenhauses. Offenbar hatte man dort gerade Verletzte eingeliefert, der Reporter sprach fortwährend von nichts anderem. Informationen hatte er so gut wie keine.

Das Bild sprang zurück ins Studio, wo sich der Moderator mit einem »Experten« unterhielt, einem älteren Reporter aus der Nachrichtenredaktion. Einen Spezialisten für Sprengstoff aufzutreiben war wahrscheinlich ungleich schwieriger als einen für Flugzeugkatastrophen. Aber mit der Zeit würde schon einer auftauchen. Wenn der Sender einen für nötig hielt, würde man schon einen aus dem Hut zaubern.

Immerhin wusste der Mann gut Bescheid. Er zählte eine Reihe von Vorfällen aus der Vergangenheit auf. Unter anderem auch die Explosion, die 1974 das Mitsui-Junko-Gebäude im Stadtteil Marunouchi erschüttert hatte und bei der acht Menschen ums Leben gekommen waren, ein trauriger Rekord, der nun gebrochen worden sei. Beim Sprengstoff, sagte er, müsse es sich um ein hochexplosives Gemisch gehandelt haben. Bei dem Vorfall in Marunouchi sei die Druckwelle zwischen den Hochhäusern hindurchgefegt, was dazu geführt habe, dass an vielen Fenstern die Scheiben gesprungen seien. Die herabfallenden Scherben hätten über 300 Menschen

verletzt. Die heutige Explosion dagegen habe, von den Autos auf der Parkstraße einmal abgesehen, außerhalb des Parks keinen Schaden angerichtet. Selbst die Leute, die zwar im Park waren, sich aber nicht auf dem Platz befunden hätten, seien zum größten Teil unverletzt geblieben. Da der Platz wie eine Schüssel konstruiert sei, sei die Druckwelle vermutlich von den sich ringsum meterhoch erhebenden Rasenflächen nach oben abgeleitet worden, in die Luft. Die Personen allerdings, die sich zum Zeitpunkt der Explosion auf dem Platz befunden hätten, seien entweder sofort tot gewesen oder hätten schwere Verletzungen erlitten. Und von den Verletzten erlügen sonderbarerweise auch die meisten ihren Verletzungen. Über solch eine Wucht könne man sich nur wundern. *Sehen Sie sich die interimistische Stahlkonstruktion an, die man als Schutz über der Baustelle an der U-Bahn Linie 12 errichtet hat; sie ist fast völlig zerstört. Die meisten Metallwände sind weggefliegen, haben Autos auf der Straße demoliert, haben Gott sei Dank niemanden erschlagen, aber immerhin etwa zehn Personen verletzt. Auch daran sieht man die Wucht der Explosion. Ob sie beabsichtigt war oder ob es sich um einen Unfall handelt, weiß man nicht. Ob die Bombe gestohlen war oder ob jemand sie gebaut hat, weiß man auch nicht. Das größte Rätsel aber ist, warum die Bombe ausgerechnet an einem Wochenende und noch dazu in einem Park mitten in der Stadt hochgegangen ist. Auch ob es sich bei dem Täter um eine Einzelperson handelt oder ob eine Organisation dahintersteckt, weiß man nicht. Aber bedenken Sie die topografischen Gegebenheiten. Genau gegenüber*

liegt das Rathaus. Die Polizeidirektion ist auch nur einen Katzensprung entfernt. Und dann ist da noch die U-Bahn-Baustelle, die ich eben erwähnt habe. Übrigens steht unter der Stahlkonstruktion ein Kran, mit dem durch eine Öffnung Material an die unterirdische Baustelle befördert wird. Dort wurde zum Zeitpunkt der Explosion allerdings nicht gearbeitet. Das alles muss man bei der Suche nach den Hintergründen dieses Anschlags in Betracht ziehen. Gleichzeitig darf man nicht ausschließen, dass es nur ein Unfall während eines Sprengstofftransports war. Aber gut, das sind Spekulationen. Zum jetzigen Zeitpunkt ist alles Mögliche denkbar, sagte der Experte. Wohl wahr, besser hätte ich das auch nicht zusammenfassen können.

Nach Bildern von Straßenkontrollen der Polizei kehrte man wieder zum Ort des Geschehens zurück. Gebetsmühlenartig wiederholte der Reporter den Hergang des Vorfalls. Ein paar Frauen, die im Park gewesen waren und die Explosion gehört hatten, wurden eingeblendet und gaben ihre Augenzeugenberichte von sich. Alle erzählten im wesentlichen das gleiche. An ihren Gesichtern und der Art, wie sie sprachen, konnte man ablesen, wie aufregend sie es fanden, Teil dieser *big news* zu sein.

»Grauenhaft«, sagte der Wirt hinter der Theke.

»In der Tat«, erwiderte ich. »Grauenhaft.«

»Ich meine die da«, schob er nach. »Die Frauen.«

»Ich weiß«, sagte ich.

Als die Nachrichten anfangen, sich zu wiederholen, nahm das Interesse der Gäste, die alle wie gebannt auf den Bildschirm gestarrt hatten, wieder ab. Ich wartete.

Endlich wurden die Namen der Toten und Verletzten eingeblendet. Erst zwei Tote. Männer vom Sicherheitsdienst der U-Bahn-Baustelle. Der eine in den Fünfigern, der andere in den Zwanzigern. Dann die Namen der Verletzten, die aus den Autos eingeschlossen. Bislang hatte man 31 Personen identifiziert. Darunter vier Mädchen unter zehn Jahren: Midori Oba (2), Junko Saigusa (5), Mayu Miyazaka (6), Kaoru Sagara (7). Dazu drei Männer in den Vierzigern: Reiji Hattori (45), Shoichiro Shinmura (49), Tetsuo Morimoto (41). Über die Schwere ihrer Verletzungen wurde nichts gesagt.

Etwas später erschienen die Namen von acht weiteren Toten. Ein Mädchen unter zehn war nicht dabei. Aber ein Mann in den Vierzigern. Jun Murakami (42).

Die Zahl der Todesopfer, sagte der Sprecher, habe sich um eine Person erhöht. Einschließlich der noch nicht identifizierten beliefe sie sich auf sechzehn. Zweiundvierzig Menschen seien verletzt.

Ich wartete ab. Nach und nach wurden die Namen weiterer Todesopfer eingeblendet. Ich merkte mir jeden einzelnen. Ein Mann und eine Frau mit demselben Familiennamen in den Dreißigern, ein weiterer Mann in den Dreißigern, ein Teenager, eine Frau in den Vierzigern, zwei Frauen in den Fünfigern – alle tot. Neu dazu kamen ein Mann und eine Frau, beide in den Zwanzigern. Auch bei den Verletzten kam der Name eines weiteren Mädchens unter zehn dazu: Sae Yamane (6). Viele Verletzte waren ein- oder zweiundzwanzig Jahre alt. Hatte es im Park eine Art Treffen gegeben? Als eine Familie, die unter

den Verletzten war, eingeblendet wurde, löste sich das Rätsel. Unser Sohn, sagte die nicht mehr junge Mutter, hatte heute ein Klassentreffen. Ein Klassentreffen? Samstags mittags im Park? Was es nicht alles gab! An den Eingängen der Krankenhäuser fing man wieder mit den üblichen Angehörigeninterviews an. Vor einer Klinik stand ein älterer Herr und sagte, dass ihm von der Familie seines Sohnes nur der Enkel geblieben sei, und biss sich auf die Lippen. Es war der Vater beziehungsweise Schwiegervater des Paares in den Dreißigern. Wiederholt fragte ihn der Reporter, wie er sich jetzt fühle. Vor einem anderen Krankenhaus entblödete man sich nicht, einem jungen Mann, der herbeigerannt kam, schätzungsweise im Alter eines Oberschülers, das Mikrofon unter die Nase zu halten. Er gehörte offenbar zu einer der Frauen in den Fünfzigern. »Meine Ma hat sich mit Haiku-Freundinnen ...«

»Schalt um«, sagte der Wirt und zeigte mit dem Finger auf die Fernbedienung, die neben mir lag. »Was glauben diese Arschlöcher vom Fernsehen eigentlich, wer sie sind!«

»Einen Moment noch, bitte.«

Der Wirt hielt kurz inne, dann fragte er: »Verwandte von dir dabei?«

»Nein«, antwortete ich.

Mehr fragte er nicht.

Inzwischen war es fast vier. Auch auf den anderen Kanälen, wenn sie denn Sondersendungen zeigten, wären diese jetzt langsam zu Ende. *Was wir zu diesem Zeitpunkt*

wissen, ist folgendes ... sagte der Moderator und wiederholte noch einmal den Hergang des Vorfalls. Die Zahl der Todesopfer einschließlich jener, die im Krankenhaus ihren Verletzungen erlagen, beläuft sich auf 17, die Zahl der Verletzten auf 46. 12 Tote und 36 Verletzte konnten identifiziert werden. Von den Todesopfern hat man eine weitere Person identifiziert. Es handelt sich um Toru Miyazaka, 48.

Das konnten sie sein. Das konnten die Kleine und ihr Vater sein. Zum ersten Mal stimmte der Nachname eines der Mädchen unter zehn mit dem eines Mannes über vierzig überein. Möglich war es. Obschon es genauso gut möglich war, dass der Vater des Mädchens überlebt hatte und nur sie verletzt war. Verletzte Mädchen gab es einige. So viel Zeit, mir die Toten auf dem Platz genauer anzusehen, hatte ich nicht gehabt. Ich hatte mich beeilen müssen. Aber was wollte ich überhaupt? Was machte ich hier, fragte ich mich. Wahrscheinlich wollte ich nur wissen, wie schwer verletzt die Kleine war. Und ob sie ihren Vater verloren hatte. Doch um das herauszufinden, müsste ich die Krankenhäuser oder die Polizei kontaktieren. Aber ich war nicht von der Presse. Ich könnte mich natürlich als Verwandten ausgeben, aber ich kannte ihren Namen nicht. Für die Abendausgabe war es schon zu spät, Bilder von den Opfern stünden wahrscheinlich erst morgen früh in der Zeitung. Dann wäre es besser zu warten. So weit ging die Berichterstattung der Sondernachrichten nicht. Zu viele Tote, zu aktuell. Noch wusste man ja nicht einmal, was genau passiert war. Geschweige denn, gegen wen der Anschlag gerichtet war. Und Informationen,

die mir helfen würden einzuschätzen, wie brenzlich *meine* Lage war, würde mir das Fernsehen nicht liefern. Natürlich nicht. Also: was machte ich hier noch? Ich vergeudete meine Zeit mit Biertrinken.

Ich stand auf und verlangte die Rechnung.

Als ich die Kneipe verließ, stand die Sonne merklich tiefer. Bier hatte für mich zu wenig Alkohol, und bis zu meiner Bar warten konnte ich nicht. Ich zog mir deshalb am Automaten eines Getränkemarkts eine kleine Flasche Whisky. An den Automaten gelehnt, genehmigte ich mir einen Schluck aus der Kappe.

Unterwegs blieb ich immer mal wieder stehen und trank. Als ich zu Hause ankam, war die Flasche leer.

Sechs Uhr.

Ich ging in die nur durch eine Tür von meinem Zimmer getrennte Bar. Wie jeden Abend trug ich die Leuchtreklame hinaus und schaltete sie ein. Ging zurück in die Bar und genehmigte mir einen einfachen Whisky. Samstags kamen die Gäste spät. Vielleicht war es an der Zeit, zwei Tage die Woche zuzumachen, so wie alle anderen. Doch diese Überlegung war jetzt so schal wie abgestandenes Bier. Ich dachte nach. Meine Fingerabdrücke waren genau da, wo die Polizei suchen würde. Es würde nicht lange dauern, bis sie mich gefunden hätten. Zwei, drei Tage. Eine Woche. Mit Glück einen Monat vielleicht. Aber irgendwann würden sie mich finden. Viel Zeit blieb mir nicht. Genauso wenig wie meiner Leber bis zur Zirrhose. Das stand fest. Dafür, dass ich an schönen Tagen im Park lag und trank, gab es Zeugen. Eine Menge Zeugen sogar. Vielleicht hätte ich mir mein Schönwetterprogramm gar nicht erst zulegen sollen. Aber wer hat schon den Zufall auf der Rechnung? Hatte ich es mir in diesem Leben schon zu bequem gemacht? Als es soweit war, machte ich automatisch auch an diesem Tag die Bar auf.

Noch verlief mein Leben in den gewohnten Bahnen. Ich sah auf meine Hände. Das Zittern hatte aufgehört. War es an der Zeit, die Bar hinter mir zu lassen? Ja, das war es wohl.

Kennengelernt hatte ich die Bar als Gast. Damals wurde sie noch von einem fast siebzigjährigen Ehepaar betrieben. Der Mann starb. Ich war arbeitslos. Also fragte mich die Witwe, ob ich die Bar nicht übernehmen wolle. Mir könne sie trauen. Zu dem Zeitpunkt wusste sie schon, dass ich trank. Trotzdem sagte sie das. Das war jetzt drei Jahre her. Sie zog sich aus dem Geschäft zurück, wurde mein Arbeitgeber, und den Gewinn teilten wir uns. In den letzten Monaten überwies ich ihr nach Abzug von Miete und Nebenkosten mitunter weniger als 50 000 Yen. Mit anderen Worten: mehr Einkommen hatte ich auch nicht. Die Bar lag in der Nähe der Kosei-Nenkin-Konzerthalle, in einer Nebenstraße der Yasukuni-dori. Sie befand sich im Erdgeschoss eines heruntergekommenen Gebäudes und war in einem desolaten Zustand. Der Tresen bot Platz für zehn Personen, außerdem gab es einen Tisch. Wir befanden uns mitten in einer Rezession. Was man unter solchen Umständen erwarten durfte, wusste ich nicht. Man musste sich wohl schon glücklich schätzen, wenn man keine rote Zahlen schrieb. Aber die alte Dame beschwerte sich nie. Als ihr Mann noch lebte, hatten sie zusammen in der Nähe der Bar gewohnt. Das Haus war zwar alt, aber das Grundstück groß. Das kam ihr, als die Bodenpreise anzogen, zugute. Das war, bevor die Blase platzte. Wie viel bei der Bar herausprang, war

ihr also vermutlich ziemlich egal. Jetzt besaß sie etwas außerhalb eine Eigentumswohnung und wohnte auch selbst dort in der Nähe. Ihr Mann, könnte man sagen, war zum idealen Zeitpunkt abgetreten. Ich war jedenfalls sowohl ihm als auch ihr dankbar. Das Angebot, die Bar zu übernehmen, war für mich nichts weniger als ein Glücksfall gewesen. Der kleine tote Raum nebenan, der, weil man ihn nicht richtig nutzen konnte, mehr oder weniger als Abstellkammer gedient hatte, wurde mein Zuhause. Drei Jahre lang hatte ich dort Zuflucht gefunden. Und, was noch wichtiger war, einen Arbeitsplatz, an dem ich zum ersten Mal in meinem Leben schalten und walten konnte, wie ich wollte. Allein. Was mich vollends zum Alkoholiker gemacht hatte.

Kurz nach halb sieben ließen sich die ersten Gäste blicken. Zwei Männer. Ich kannte weder den einen noch den anderen. Meine Klientel unterschied sich nicht groß von der des Golden Quarters, dem Amüsierviertel in Kabukicho. Aber diese beiden sahen anders aus. Wenn man drei Jahre in einer Bar gearbeitet hat, hat man einen Blick dafür, in welcher Branche ein Gast tätig ist. Bei den beiden brauchte man den allerdings nicht. Sie hätten ebensogut mit Leuchttafeln auf dem Rücken herumlaufen können. Ihr Erscheinungsbild war geradezu lehrbuchhaft klassisch. Beide trugen die Haare kurz geschoren. Der eine war ungefähr so alt wie ich und kompakt gebaut. Er trug einen weißen Anzug und dazu eine weiße Krawatte. Der andere war jünger, schmächtig und trug

einen Anzug in einem Blau, das einen an den Himmel über einem Südseestrand denken ließ. Auf der Wange hatte er eine wie eingemeißelte Narbe, in seinem Hemdausschnitt funkelte eine goldene Kette. Dem Weißgekleideten fehlten an zwei Fingern der linken Hand die jeweils obersten beiden Glieder. Am kleinen und am Ringfinger. Ein gekappter Ringfinger war merkwürdig.

Die beiden setzten sich an den Tresen und sahen sich um. Das machten die meisten, die zum ersten Mal da waren. Und offenbar hatten sie denselben Eindruck wie die meisten. Es gab nur einen Unterschied. Sie behielten ihn nicht für sich.

»Ganz schön eng hier«, sagte der blaue Anzug.

»In der Tat. Und nicht gerade sauber«, sagte der weiße. Dann taxierte er mich. Sein Blick war kalt wie Eis.

»Schäbige Bar. Schäbige Bar mit einem schäbigen Barkeeper.«

Wenn ich mich auf der anderen Seite des Tresens befunden hätte, hätte ich ihm wahrscheinlich zugestimmt. So fragte ich: »Was darf's sein?«

»Zwei Flaschen Bier und die Karte.«

Ich holte das Bier aus dem Kühlschrank, machte es auf und stellte es zusammen mit zwei Gläsern auf den Tresen. Dann sagte ich: »Mit einer Karte kann ich leider nicht dienen.«

»Aha. Mit was kannst du denn dienen?« fragte der Blaue.

»Mit Hotdogs.«

»Und sonst?«

»Mit nichts. Nur mit Hotdogs.«

Der Blaue warf dem Weißen einen Blick zu. Einen auffordernden Blick. Aber der Weiße hielt seine durchdringenden Augen unentwegt auf mich gerichtet und schwieg.

»Alter«, sagte der in Blau. »Du betreibst ne Bar, und dein einziger Snack is'n Hotdog?«

Ich nickte.

»Soll das'n Witz sein?«

»Ich bin im Gastgewerbe. Da macht man keine Witze.«

»Die Welt ist am Ende«, machte der Weiße endlich den Mund auf. »Da macht eine schäbige Bar den Kohl auch nicht mehr fett.«

»Meine Maxime lautet: je einfacher, desto besser. Und es gibt Gäste, denen das gefällt. Wenn Sie ein Etablissement mit einer umfangreichen Karte bevorzugen, sind Sie hier fehl am Platze. Aber Shinjuku ist groß. Bars nach Ihrem Geschmack gibt es wie Sand am Meer.«

»Geht's noch, Alter?« Der Blaue wurde laut. »Du weißt wohl nicht, mit wem du's zu tun hast!«

Der Weiße hob beschwichtigend die Hand. Die unversehrte. Am Handgelenk funkelte eine Rolex. »Lass gut sein. Wir nehmen jeder einen Hotdog.«

Ich schaltete den Ofentoaster ein, klappte zwei Scheiben Brot auf und bestrich sie mit Butter. Mit einem Messer schnitt ich die Würstchen ein. Dann begann ich, den Weißkohl zu schnippeln. Meine Hände zitterten nicht. Ich hatte mich auch heute wieder im Griff.

»Alter«, sagte der Blaue, während er dem Weißen Bier einschenkte. »Du fängst *nach* der Bestellung an, Kohl zu schnippeln?«

»So ist es.«

»Was für'n Aufwand!«

Ich hob den Blick. »Wenn man mich vor die Wahl stellte: Tu vieles, was keinen Aufwand erfordert, oder nur eines, das viel Aufwand erfordert, entscheide ich mich für letzteres.«

»Der hier hat's gern kompliziert.«

»Er ist kleinlich«, machte der Weiße seinen Mund auf. »Ein Korinthenkacker. Aber intellektuell. Ein intellektueller Korinthenkacker. Einer von denen, mit denen man nicht reden kann. Die kann ich leiden wie die Pest.«

Ich zerließ ein Stück Butter in der Pfanne und briet die Würstchen an. Dann gab ich den kleingeschnittenen Weißkohl dazu. Ich würzte mit Salz, Pfeffer und Curry, verteilte den Kohl auf die Brote und legte jeweils ein Würstchen obenauf. Dann schob ich das Ganze in den Ofentoaster und wartete. Währenddessen tranken die beiden schweigend ihr Bier. Als das Brot Farbe angenommen hatte, nahm ich die Hotdogs heraus, legte sie auf einen Teller, ließ mit einem Löffel jeweils einen Streifen Ketchup und Senf darüberlaufen und stellte sie auf den Tresen.

»Wow«, entfuhr es dem Blauen nach dem ersten Bissen. »Der schmeckt ja!«

Der Weiße nickte zustimmend. Das Eis seiner Augen schien auf einen Schlag abgetaut. Oder bildete ich mir das nur ein?

»Ich bin zwar kein Fan von Hotdogs, aber der hier ist wirklich gut«, sagte er.

»Das freut mich.«

»Die einfachen Dinge sind die schwierigsten. Dieser Hotdog ist wirklich gut«, wiederholte er.

Eine Weile aß er schweigend weiter. Als er fertig war, wischte er sich die Hände nicht an der Serviette, sondern an einem Taschentuch ab, das er aus der Hosentasche gezogen hatte. Ein Taschentuch von Emanuel Ungaro. Er trank einen Schluck Bier und sagte: »Du weißt, wie man's machen muss.«

»Dann wäre hier mehr los.«

»Naja, wenn der Wirt säuft ...«

Überrascht sah ich auf. Bevor ich aufmachte, hatte ich, auch wenn ich es für nicht besonders wirksam hielt, noch mit einem Mittel gegen Mundgeruch gegurgelt.

»Riecht man's?« fragte ich.

Er schüttelte den Kopf. »Man sieht's. Gesichter wie deins kenne ich zur Genüge. Ich kann dir auch genau sagen, wie fertig du bist. Lange machst du's nicht mehr.«

Ich seufzte. »Wahrscheinlich nicht.«

»Vielleicht täusche ich mich auch.«

»Inwiefern?«

»Auf den ersten Blick dachte ich, du bist'n saufender Korinthenkacker. Aber vielleicht liege ich falsch. Hast du eine Ahnung, welchen Geschäften wir nachgehen?«

»Sie arbeiten im Kaufhaus?«

Er lächelte. Es war das erste Lächeln, das ich bei ihm sah. »Du hast Humor. Gehört dir der Laden?«

»Nein, ich bin nur angestellt. Eingetragen ist er auf jemand anders.«

»Nun, im Kaufhaus arbeiten wir nicht. Aber Kunden haben wir auch, gewissermaßen. Wir sind auf jeden Fall *Dienstleister*.«

Ich nickte schweigend.

Seine Art zu sprechen passte nicht zu seinem Aussehen. Er machte eine kurze Pause.

»Aber wir sind noch nicht erfasst.«

»Im Gesetz gegen Bandengewalt?«

»Genau. Wir zählen nämlich zum Mittelstand. Darf ich dir, von Mittelstand zu Mittelstand sozusagen, einen Rat geben?«

»Bitte.«

»Die Bar heißt *Gohei*, nicht wahr?«

»So heißt sie. Geht auf den Namen eines Vorfahren zurück.«

»Und du heißt Keisuke Shimamura, stimmt's?«

»Sie wissen gut Bescheid.«

»Ohne Informationen überlebst du als Mittelständler nicht. Man redet über dich in der Branche. Hinter vorgehaltener Hand ...«

»Das ist mir neu. Seit wann?«

»Seit heute nachmittag. Da habe ich deinen und den Namen dieser Bar aufgeschnappt. Unsere Branche ist ja überschaubar. So viele Leute sind da nicht unterwegs. Du verstehst, was ich meine?«

»Ich fürchte nein. Mit kriminellen Vereinigungen kenne ich mich nicht so aus.«

Bei dem Wort *kriminell* verzog er keine Miene.

»Im Klartext heißt das, dass du dich in einer prekären

Lage befindest. Warum dein Name in der Branche kursiert, weiß ich allerdings nicht.«

»Da stößt der Mittelstand an seine Grenzen?«

Der Weiße lachte wieder. »Möglicherweise ... Im Chuo-koen gab's heute mittag Aufregung.«

»Offenbar.«

»Um diese Art von Aufregung kümmert sich aber nicht das Dezernat für Organisierte Kriminalität. Hier kommt der Staatsschutz ins Spiel. Und der wird sich ordentlich ins Zeug legen.«

»Vermutlich.«

»Da bleiben die natürlich nicht untätig. Die Großunternehmen, meine ich ...«

»Um mir das zu sagen, sind Sie extra vorbeigekommen?«

»Nein, ich wollte dich nur mal gesehen haben. Der Mittelstand hat großes Interesse am Vorgehen der Großunternehmen.«

»Gesehen haben Sie mich. Und wofür waren die Interna?«

»Sagen wir: für den guten Hotdog.«

Der Weiße stand auf. Der Blaue erhob sich auch. Er zückte sein Portemonnaie und gab mir einen 10 000 Yen-Schein.

Wer »stimmt so« sagte, war allerdings der Weiße. Er sah mich unverwandt an.

»Zwei Hotdogs und zwei Flaschen Bier. Das macht nicht einmal 3000 Yen.«

»Nimm's einfach.«

Der Blaue machte die Tür auf. Der Weiße sah mich immer noch an.

»Darf ich dir noch einen Rat geben?«

»Bitte.«

»Im Gastgewerbe sollte man auf seine Kleidung achten. Dein Pullover hat am Ellbogen ein Loch.«

»Das war mir entgangen. Danke für den Hinweis.«

»Ich heiße Asai. Shiro Asai, *Kowa Trading Company*. Das war heute vielleicht nicht das letzte Mal, dass wir uns gesehen haben.«

»Ich werde es mir merken.«

»Der Hotdog war wirklich gut.«

Die zwei verließen die Bar.

Nachdem ich den Tresen abgeräumt hatte, genehmigte ich mir einen Whisky. Dann öffnete ich die Tür neben der Toilette, an der ein Schild mit der Aufschrift *Büro* hing. Das war mein Zimmer. Aus den Klamotten, die sich in einer Ecke stapelten, fischte ich einen Pullover. Den hatte ich vor ungefähr zwei Wochen im Waschsalon gewaschen. Ich zog ihn an. Asais Ratschläge waren deutlich gewesen. Wenigstens der eine. Den anderen hatte ich nicht wirklich verstanden.

Ich ging zurück in die Bar und dachte nach. Heute nachmittag, hatte Asai gesagt. Das konnte nur eins bedeuten: Hier war ich nicht mehr sicher. Sie waren mir auf der Spur.

Eine Weile blieb es ruhig. Kurz nach acht kamen drei Leute, die im Kaufhaus um die Ecke arbeiteten. Auch

Yoshiko, eine Transe aus dem zweiten Bezirk, schaute vorbei. *Wenig los bei uns*, sagte sie, schob sich drei Hotdogs rein und machte sich trotzdem wieder eilig auf den Weg. Danach kamen eine Werbefachfrau und zwei Redakteure aus einem Verlag, der hauptsächlich medizinische Bücher publizierte. Sie kannten sich vom Sehen und unterhielten sich. Natürlich über den Vorfall im Chuo-koen. *Das waren sicher die Radikalen*. Lautete die einheitliche Meinung. *Aber welcher Gruppierung?* Mehr als das, was ich ohnehin schon wusste, schienen sie auch nicht wissen. Solange Betrieb in der Bar herrschte, trank ich nicht. Ich tat einfach meine Arbeit: Bierflaschen öffnen, Eis hacken, Hotdogs machen.

Mehr Kundschaft kam nicht. Inzwischen war es kurz nach eins. Der letzte Gast war vor zwanzig Minuten gegangen. Ich hatte die Zeit genutzt, um in der Abendausgabe zu lesen, die jemand liegengelassen hatte. Trotz der großen Aufmachung enthielt sie nichts, was ich nicht schon im Fernsehen gehört hatte. Ich faltete die Zeitung wieder zusammen und erhob mich. Es war Zeit zu schließen. Ich genehmigte mir noch einen Whisky, nahm das »Geschlossen«-Schild zur Hand und trat aus der Tür, um die Leuchtreklame wieder hereinzuholen.

Der erste Schlag traf mich in den Bauch. Der zweite erwischte mich an der Schläfe. Mein Körper fühlte sich an, als ob er auseinanderbrechen wollte. Am liebsten hätte ich diesem Gefühl nachgegeben, konnte mich aber gerade noch zusammenreißen, als von hinten Arme erschienen. Ich richtete mich auf und stieß meinen Ellbo-

gen mit voller Wucht nach hinten. Jemand stöhnte auf. Ich tauchte nach links ab – Grundschrirte verlernt man nicht – und sah mich um. Sie waren zu dritt. Ich kannte keinen von ihnen. Sie waren jung, Mitte, Ende zwanzig, höchstens Anfang dreißig. Die gehörten vielleicht zu den Großunternehmen, von denen Asai gesprochen hatte. Alle drei trugen dunkle, unauffällige Kleidung. Und soweit ich sehen konnte, waren sie unbewaffnet. Ich hatte keinen blassen Schimmer, was sie von mir wollten.

Jedenfalls hatte ich keine Chance gegen sie. Was für eine Chance sollte ein alter Alkoholiker auch schon haben. Trotzdem ging ich in Kampfstellung. Zog das Kinn ein und hob die Fäuste. *Verhinderter Boxer oder was, der Alte?* hörte ich, bevor sie umstandslos zum Angriff übergingen. Ein Arm flog heran. *Anfänger*, dachte ich. *Weißt du nicht, dass der Schlag aus der Hüfte kommen muss.* Ich wich aus und verpasste ihm einen Jab. Die Führung mit der Linken war wichtig. Der Schlag erwischte ihn sauber am Kinn. Dann eine Rechte. Meine Faust versank in seinem Bauch, er stöhnte auf. Blitzschnell drehte ich mich zum zweiten Mann. Ich täuschte einen Jab an und zog das Knie hoch. Schreiend klappte er zusammen. Ich packte seinen Arm, verdrehte ihn und hieb ihn auf mein Knie. Das Brechen des Knochens war weithin zu hören. Im selben Moment kam von hinten der Dritte. Ich nahm ihn in den Schwitzkasten und ging mit ihm zu Boden. Als ich einen Fußtritt in die Seite kassierte, wurde mir klar, dass das ein Fehler gewesen war. Mir blieb die Luft weg. *Der hatte gegessen. Das war's*, dachte ich, als ich mich zur

Seite rollte. Und genau so kam es dann auch. Um die lebenswichtigen Organe zu schützen, krümmte ich mich wie ein Fötus. Lederschuhe traten auf mich ein. Jeder Tritt war genau dosiert und plaziert. Man hörte förmlich, wie sich das Leder ins Fleisch arbeitete. Ich fühlte mich wie ein Fußball. Die Jungs leisteten ganze Arbeit. So ging man vor, wenn man keine Stelle unverletzt lassen wollte. Ich weiß nicht, wie lange sie mich bearbeiteten. Allmählich spürte ich nichts mehr. Mein Mund schmeckte nach Blut. *Die wollen dich vielleicht fertigmachen*, schoss es mir durch den Kopf. Wenn sie es nicht langsam gut sein ließen, wäre ich das nämlich bald, selbst wenn sie es gar nicht vorhaben sollten. Im selben Moment hörte ich ein *Das genügt!* Die Stimme gehörte keinem der jungen Angreifer. Sie klang nach einem etwa fünfzigjährigen Mann.

»Das war eine Warnung«, flüsterte mir die Stimme im nächsten Moment über mich gebeugt zu. »Verstanden? Besser, du vergisst alles.«

Sein sanfter Ton wirkte irgendwie deplaziert.

Ich rang nach Luft. »Was soll ich vergessen?« presste ich heraus.

»Alles. Alles, was du heute möglicherweise gesehen hast.«

»Was soll ich gesehen haben? Ich habe nichts gesehen.«

»Umso besser. Wenn du noch mal Staub aufwirbelst, bleibt's vielleicht nicht bei ein paar Blessuren.«

»Aha. So überzeugend war eure Show eben aber nicht.«

»Wie wäre es mit ›Ich habe verstanden‹, bevor du wieder ne dicke Lippe riskierst?«

»Ich habe verstanden«, sagte ich. »Ich habe nichts gesehen.«

»Ganz auf den Kopf gefallen bist du also nicht. Wir haben dich gewarnt.«

Jemand versetzte mir einen Tritt. Einen wuchtigen Tritt. Wahrscheinlich der Typ, dem ich den Arm gebrochen hatte. Derselbe Fuß trat wieder zu, und wieder. Jemand anders schien ihn zu bremsen. Dann gingen sie weg. Ich blieb liegen, lange liegen. Roch den Asphalt. Spürte, wie mir seine Kälte in die Knochen kroch. Ich stützte mich mit einem Arm auf und versuchte, mich aufzurichten. Die Zähne zusammengebissen, schob ich mich halb auf. In der Position verharrte ich wieder. Dann stellte ich einen Fuß auf die Erde, drückte den Arm durch und stand auf. Der Boden schwankte. Nein, nicht der Boden, *ich* war es, der schwankte. Ich taumelte zurück in die Bar. Die Kraft, ein Handtuch zu suchen, hatte ich nicht. Ich griff mir ein paar Servietten von der Theke, machte sie nass und legte sie mir aufs Gesicht. Auf dem Weg in mein Zimmer sank ich zu Boden. Bevor mein Bewusstsein schwand, habe ich gelächelt, glaube ich. Heute hatte ich einen Rat und eine Warnung bekommen. Und war Zeuge eines blutigen Bombenanschlags geworden. Was für ein merkwürdiger Tag. *Alkohol hat damit nichts zu tun*, hörte ich die Stimme des kleinen Mädchen wieder. *Doch*, seufzte ich, *Alkohol hat sehr wohl was damit zu tun*. Ich hatte gegen die Typen nicht gewinnen können.

Dann wurde es um mich herum dunkel.